

Jörg Paulsen: Vortrag zur Vorstellung des „Erinnerungsbuches“, Stadtmuseum Oldenburg, 8.11.2001

Im April 1948 bat die Israelitische Gemeinde Bremen die Stadt Oldenburg um ein Verzeichnis der Juden, die am 30. Januar 1933 – dem Tag der „Machtergreifung“ – in der Stadt Oldenburg ansässig gewesen waren. Allem Anschein nach war es dieses Schreiben, daß die Stadt veranlasste, die Verwaltung entsprechend zu beauftragen. Zuständig war das Melde- und Wahlamt, das aus der Abteilung II des Städtischen Polizeiamts hervorgegangen war. Nicht nur verfügte man hier über die unversehrt gebliebenen vollständigen Meldeunterlagen der Bevölkerung, zudem konnte man auch zurückgreifen auf die entsprechende Berichterstattung der nationalsozialistischen Jahre und verfügte – die Vermutung liegt nahe – über Personal, das in diesen Dingen erfahren war. Tatsächlich dauerte es nicht lange und schon einen knappen Monat später, im Mai 1948, legte die Stadt eine Liste mit den Namen von 288 jüdischen Bürgerinnen und Bürgern vor, ergänzt um Geburtsdatum, Fortzugsdatum und Fortzugszielziel. Es ging so rasch, weil man für diese Aufstellung keine umfassende Recherche an den Meldekarteien durchgeführt hatte, sondern zurückgriff auf eine 1938 – am Vorabend des Novemberpogroms – von der polizeilichen Meldebehörde erstellte ›Judenliste‹, die den Stand zu diesem Zeitpunkt widerspiegelte, und eine 1941 von gleicher Seite angefertigte Liste jüdischer Auswanderer seit 1933. Der einzig genuine Nachkriegsbeitrag bestand in der Hinzufügung dreier Personen, die lebend nach Oldenburg zurückgekehrt waren und in der Streichung einzelner Namen der Polizeilisten, ohne daß die Gründe dafür ersichtlich wären. Unberücksichtigt bleiben mußten bei diesem Vorgehen diejenigen Personen, die vor etwa Oktober 1938 verstorben oder innerhalb der Reichsgrenzen verzogen waren oder die erst danach zuzogen.

1962 kam es dann zu einem neuen Anlauf. Ermutigt von den detaillierten Antworten auf eine eigene Umfrage bat die Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem die Bundesrepublik Deutschland, für jede deutsche Gemeinde eine Liste der jüdischen Bevölkerung im Jahr 1933 beizubringen. Auf dieser Grundlage hoffte man, ein Gedenkbuch für die deutschen Opfer der Judenverfolgung erarbeiten zu können. Das Bundesarchiv in Koblenz und der Internationale Suchdienst in Arolsen übernahmen die Koordination und Bearbeitung. Auch die Stadt Oldenburg beteiligte sich an der Erhebung. Sie verließ sich auf ihre Vorarbeit von 1948 und trug ihre damalige Liste, ergänzt um diverse Tippfehler, bei. Die Arbeiten an dem monumentalen Gedenkbuch des Bundesarchivs zogen sich bis 1986 hin. Der kleine Oldenburger Beitrag dazu ist anhand seiner Irrtümer bis heute gut zu identifizieren.

Vor Ort war es in den 60er Jahren vor allem ein Mann, der sich für das Schicksal der kleinen jüdischen Gemeinde Oldenburgs in den 30er Jahren interessierte, Dr. Enno Meyer. Er wirkt in der Oldenburger Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, ist lange Jahre ihr erster Vorsitzender, und sein Interesse ist in erster Linie ein ganz praktisches: er ist auf der Suche nach den in alle Welt verstreuten Überlebenden.

Meyer ist die städtische Aufstellung von 1948 bekannt und offenbar ist er der erste, dem Mängel und Widersprüche dieser Liste auffallen: alteingesessene jüdische Familien fehlen, dafür sind – obwohl der 30. Januar 1933 Stichtag sein soll – Personen genannt, die erst später zuzogen oder sogar erst später geboren wurden. Meyer bittet die Stadt um weitere Recherchen, weist auch darauf hin, daß man andernorts (etwa in Delmenhorst) sehr viel genauer gearbeitet habe, doch die Stadtverwaltung zieht sich auf das Argument der Personalknappheit zurück. Immerhin gewährt man Meyer Zugang zu den Meldeunterlagen.

So unternimmt nun Meyer in seinem Ehrenamt das, worum man schon 1948 die Stadt gebeten hatte: er recherchiert intensiv in den Meldekarteien, in den Rabbinatsakten, die sich das Landesarchiv 1938 unter Hinweis auf angebliche Verdunkelungsgefahr gesichert hatte, und er folgt den Spuren, die sich aus den Berichten der Überlebenden ergeben. Im Ergebnis kann er die städtische Liste erheblich erweitern und etliche ihrer Fehler und Widersprüche aufklären.

Enno Meyer hat seine Rechercheergebnisse Anfang der 70er Jahre veröffentlicht und diese nach Familien geordneten Aufstellungen sind bis heute die zuverlässigste Quelle, wenn es um die jüdische Gemeinschaft im Oldenburg der 30er und 40er Jahren geht.

Mit dem heute vorgestellten Buch wird an Enno Meyers Arbeiten angeknüpft. Dort, wo Meyer sich ausgehend von seinen Fragestellungen auf knappste biographische Angaben beschränkte und sein Hauptaugenmerk auf die soziale Stellung der Familien und die Verwandtschaftsbeziehungen legte, war es unser Bestreben, ausgehend vom einzelnen Individuum sein Schicksal so detailliert zu beschreiben, wie es die Quellen erlauben.

Dazu war es nötig, die städtische und staatliche Aktenüberlieferung systematisch durchzusehen. Es gab auf lokaler Ebene – jedenfalls soweit bekannt – vor 1938 keine auf Vollständigkeit zielende behördliche ›Buchführung‹ über Juden und auch die überlieferten Auflistungen ab diesem Zeitpunkt trugen immer Stichtagscharakter und verzeichneten nicht notwendig zwischenzeitliche Zu- und Abzüge. Wichtigste Quelle im Hinblick auf Zuzugs- und Abzugsdaten waren daher die städtischen Meldekarteien. Wider Erwarten ließen sich auf diese

Weise noch erstaunlich viele Menschen identifizieren, deren zeitweilige Anwesenheit in Oldenburg auch Meyer entgangen war. Es zeigte sich, was die bisherige Lokalgeschichtsschreibung offenbar bislang übersehen hat, daß es komplementär zu der zahlenmäßig starken Emigrationsbewegung und den vielen Fortzügen in die Großstädte des Reiches eine bemerkenswerte Zahl von Verfolgten gab, besonders noch 1939/40 in den letzten Jahren vor der endgültigen Vertreibung, für die Oldenburg für einige Zeit zu einer Zwischenstation auf ihrem Leidensweg wurde.

Mit diesem Verzeichnis wird an die Menschen erinnert, die im Zeitraum von 1933 bis 1945 über kürzere oder längere Zeit in Oldenburg gelebt haben und die im Verständnis der Nationalsozialisten als ›Juden‹ oder als sog. ›jüdische Mischlinge‹ galten. An dieser passiven Umschreibung wird das Dilemma sichtbar, dem sich solch ein Vorhaben gegenüber sieht: Es erweist sich als unumgänglich und ein Gebot der Genauigkeit, unsägliche rassistische Qualifizierungen von Menschen zu zitieren, einfach weil sie als sehr wirkungsmächtige Kriterien über Leben und Tod entscheiden konnten. An einem Beispiel soll dies verdeutlicht werden. Ilse Hirsch, Tochter von Adolf und Mathilde de Beer, wurde in den Häftlingslisten des KZ Ravensbrück nicht etwa als Jüdin, sondern als sog. ›politische Jüdin‹ geführt und starb als solche: sie hatte sich zum Judentum bekannt und wurde daher, obwohl ihre Mutter als ›deutschblütig‹ galt, einem sog. ›Volljuden‹ gleichgestellt. Die ›arische‹ Abkunft der Mutter wiederum rettete, obwohl Frau de Beer seit Jahrzehnten gläubige Jüdin war, die Eltern wohl vor der Deportation und damit dem sicheren Tod.

Ähnliches gilt für die Menschen, die mit den unsinnigen Begriffen „Halb-“ oder „Vierteljude“ belegt wurden: Sie wurden von den Behörden ebenfalls sehr sorgfältig registriert, immer schärferen Erniedrigungen und Verfolgungen ausgesetzt bis hin zur Zwangsarbeit. Und doch blieb ihnen – wohl nicht zuletzt ihrer engen verwandtschaftlichen Beziehungen zur „arischen“ Mehrheitsbevölkerung wegen – das Schicksal der sog. „Volljuden“ erspart, war doch das Regime ängstlich um die Loyalität der Massen besorgt.

Die Registratur nach rassistischen Kriterien beginnt im behördlichen Schriftgut auch in Oldenburg sofort 1933. Interessanterweise sind es neben den „nichtarischen“ Staatsbeamten, die es in Oldenburg kaum gibt, zuerst die Kinder, die in den Fokus geraten: 1933 müssen alle weiterführenden Schulen dem Staatsministerium „jüdische“ oder sonst wie „nichtarische“ Schüler melden. Im Meldewesen verändert sich die Angabe der Religionszugehörigkeit zu einer Aussage über „Rassezugehörigkeit“: aus evangelischen Christen, aus Dissidenten und Freidenkern werden plötzlich „Juden“ oder „Mischlinge 1. Grades“ oder „Mischlinge 2.

Grades“, in kruden Bleistiftnotizen auf den Karteikarten spiegelt sich gelegentlich das Bemühen selbsternannter Rasseforscher, Licht in das Dunkel der Abstammungen zu bringen. Im behördlichen Schriftverkehr, in der Reaktion auf Anträge und Eingaben wird die angebliche Rassezugehörigkeit zum Argument, zunächst oft in scheinbar beiläufiger Erwähnung, später immer offener als Indikator für Unzuverlässigkeit und Feindseligkeit.

Menschen, die wir auf die eine oder andere Weise in der behördlichen Überlieferung solchermaßen qualifiziert fanden, haben wir in unser Buch aufgenommen. Wir haben versucht zusammenzutragen, woher sie kamen, wer ihre Eltern waren, ihre Ehegatten, ihre Kinder. Wo sie wohnten, wohin sie umzogen. Was ihr Beruf war oder ihr Gewerbe, ob sie Grund und Boden in Oldenburg besaßen. Wohin sie innerhalb des Reiches fortzogen oder wohin sie emigrierten. Wir haben versucht, ihrem Weg zu folgen und herauszufinden, was aus ihnen geworden ist. Besonders haben wir uns bemüht, das Haft- und Deportationsschicksal der Opfer aufzuklären so gut es geht. Wir haben ihre Namen gesucht in Haftregistern, Sterbebüchern, Deportationslisten, Gedenkbüchern. Archive und Kommunen im In- und Ausland haben uns geholfen. Bei den Überlebenden haben wir nachgetragen, was wir über ihr Nachkriegsschicksal in Erfahrung bringen konnten, oft war es nicht viel.

Falls Sie sich auf dieses Buch einlassen wollen, wird Sie das Ergebnis dieser Recherchen und ihrer Aufbereitung vielleicht befremden: wir haben die Kommentierung der Quellen auf das Notwendigste beschränkt und auf jede erzählende Form verzichtet, folgen stattdessen in der Darstellung einem äußerst nüchternem Kategorienraster. Das hat zur Folge, daß tragische Ereignisse neben scheinbar banalen, wichtige Lebensschnitte neben scheinbar Unbedeutendem stehen. Für Leserinnen und Lesern ist damit die Zumutung einer außerordentlich sperrigen Lektüre verbunden.

Das Ergebnis unserer Arbeit erinnert mich an ein unfertiges Puzzle: hier gibt es Teile, die sich ganz gut zu einem Bild fügen, andernorts reicht es kaum zu einer Ahnung. Manche Stücke sind wahrscheinlich falsch angelegt, andere, die leicht zu finden gewesen wären, wurden nicht gefunden. Fertig werden wird das Bild aber bei aller Mühe nicht mehr: zu viele Teile sind verloren gegangen, zu gründlich ist etwas ausgelöscht worden.